



Abend.

Zeitung.

23.

Montag, am 27. Januar 1840.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Neue natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte *).

Von Dr. Nürnberger.

Nr. 3.

Meine Leser werden es vielleicht sehr originell finden, wenn ich meinen diesmaligen naturwissenschaftlichen Bericht mit einer Verlobungsanzeige eröffne; allein diese „Verlobung“ verspricht zu viel für die Himmelskunde, als daß ich sie hier übergehen dürfte. Eine anmuthige Fügung der „astronomischen Vorsehung“ (wofern ich der räthselhaften Schicksalsbehörde anders diesmal diesen Namen beilegen darf) hat nämlich dem trefflichen Mondtopographen Mädler die persönliche Bekanntschaft der plastischen Mondkünstlerin Witte, deren Mondglobus ich in meinem vorigen Berichte mit verdienter Anerkennung erwähnt habe, verschafft, und Beide werden sich, nach einer mir eben zugehenden Nachricht, verbinden, von welcher Verbindung also zweier, der nämlichen Himmelsforschung mit solchem Eifer zugewendeten Geister für das Resultat dieser Forschung gewiß sehr viel erwartet werden darf. Ich habe demnach ein Recht, diese, nach den angegebenen Umständen, in der That außerordentliche, und für die Wissenschaft Unge-

*) Vergleiche den vorletzten dieser interessanten Berichte, auf welche wir die ganze Aufmerksamkeit unserer Leser zu richten wünschen in Nr. 300 v. J. dieser Blätter.

Die Redaction.

meines versprechende „Verlobung“ auch als ein naturwissenschaftliches Ereigniß anzuführen.

Uebrigens hat Mädler seine Beschäftigung mit dem Monde auch unterdeß nicht unterbrochen, und sein kürzlich erschienenenes Werk:

Kurzgefaßte Beschreibung des Mondes *), liefert durch die Menge des darin enthaltenen neuen und oft höchst interessanten Details über diesen Himmelskörper den besten Beweis dafür.

Ganz neu namentlich ist eine Anführung dieses Werkes über den bisher von Niemand geahnten Einfluß des Mondes auf die Magnetnadel. Durch dreitägige, täglich 7 Mal wiederholte, äußerst sorgfältige Beobachtungen hat der fleißige Naturforscher Kreyl gefunden, daß die nach Norden zeigende Spitze der Magnetnadel ein Bestreben äußert, sich von derjenigen Seite des Meridians, wo eben der Mond steht, wegzuwenden, und daß die Schwingungen der Nadel eine längere Zeit erfordern, wenn der Mond in der Erdferne steht, als in der Erdnähe (d. h. also, daß die Intensität des Erdmagnetismus, wie wir diesen Begriff in unserm vorigen Berichte erklärt haben, mit der Annäherung des Mondes zur Erde wächst); und man hat daraus geschlossen: daß der Mond ein der magnetischen Kraft unterworfenener Körper sey, und daß auf seiner, der Erde zugewendeten Halbkugel derjenige Magnetismus vorherrsche, der die nach Süden gerichtete Spitze unserer

*) Berlin, Schropp. gr. 8. 1 Thlr.

Nadeln anzieht (wovon, wie man gleich übersieht, das ebige „Wegwenden“ der nach Norden zeigenden Spitze die Folge seyn muß), und die magnetische Erdkraft (was wir eben mit „Intensität“ bezeichnet haben) verstärkt.

Hinsichtlich einer erwärmenden Kraft des Mondlichtes führt Mädler an, daß selbst die sorgfältigsten neueren Untersuchungen von Mitscherlich eine solche nicht haben entdecken lassen*).

Dagegen kann die chemische Wirkung des Mondlichtes nicht ferner in Zweifel gezogen werden, seitdem es Daguerre und Arago gelungen ist, ein Mondbild auf der, mit einem Silbersalze zubereiteten Platte ihrer Camera obscura zu erlangen.

Der Einfluß des Mondes auf die Witterung ist, nach den Erörterungen unseres Werkes, noch sehr wenig festgestellt**); indeß kann man nach den bisherigen Untersuchungen annehmen, daß er nur „äußerst“ gering, obwohl nicht ganz zu verwerfen sey. Daß bei der Erdferne***) des Mondes die Witterung durchschnittlich etwas heiterer und trockener sey, auch das Barometer höher stehe, als in der Erdnähe, wollen schon ältere Beobachter gefunden haben, und Mädler's eigene Beobachtungen bestätigen es; er nimmt selbst ein Steigen des Thermometers an. Die größeren Witterungsveränderungen sollen sich dagegen bis jetzt unabhängig vom Stande und der Entfernung des Mondes gezeigt haben. „Sehr allgemein,“ fügt Mädler hinzu, „ist die Meinung, daß sich die Witterung mit dem Eintritt des Neus und Vollmondes häufiger als zu andern Zeiten ändere; es ist äußerst schwierig, hierüber zu entscheiden, und man wird ganz andere Wege als die bis-

*) Man hat, bei früheren Versuchen dieser Art, das Mondlicht, wie man es mit dem Sonnenlichte zu machen pflegt, durch eine Linse (Brennglas) sehr konzentriert, aber durchaus keine Wärme dadurch hervorbringen können. — Gewöhnlich mißt man dem Mondlichte vielmehr einen erkältenden Einfluß bei, welcher aber nicht diesem Lichte selbst, sondern dem bei Mondschein Statt findenden heitern Himmel beizumessen ist.

N.

***) Wissenschaftlich! — Der gemeine Mann dagegen glaubt steif und fest daran; und ich bin allemal sehr vorsichtig mit der Admission, auch der scheinbar bestbegründeten Doktrinen, wenn sie mit dem sogenannten Volksglauben im Widerspruche stehen.

Mürnbergger.

***) Ich darf meine Leser daran erinnern, daß der Mond eine Ellipse um die Erde beschreibt, in deren einem Brennpunkte letztere liegt; er ist also in dem einen Erdpunkte der großen Axe am weitesten von ihr entfernt (Erdferne, Perigäum), und ihr dagegen im andern am nächsten (Erdnähe, Apogäum).

N.

herigen einschlagen müssen, wenn man zu einem wissenschaftlich zuverlässigen Resultate gelangen will.“

Eine andere Frage, mit welcher sich unser Mädler hier beschäftigt, und welche dadurch gewissermaßen auch eine Untersuchung der neuesten Naturforschung geworden ist, ist die Frage nach der Bewohntheit des Mondes durch Menschen oder doch menschenähnliche Geschöpfe; ich würde auf den oft behandelten Gegenstand nicht nochmals eingehen, wenn ich nicht wüßte, welcher einen unendlichen Reiz derselbe wenigstens für die meisten meiner Leser hat. Was meint nun also Mädler, dieser langjährige, unbefangene, genaue Mondbeobachter zur Frage nach einer solchen Bewohntheit des Mondes? Hören wir ihn selbst; es verlohnt der Mühe.

„Nur ungern,“ also sagt unser Mondtopograph per excellentiam, „berühre ich die Frage über die Bewohner des Mondes (Seleniten). Nicht als ob ich die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes verkennen, oder die absolute Unmöglichkeit einer Beantwortung für alle künftigen Zeiten behaupten wollte, sondern weil sie durch die vielleicht zu schnelle Art, mit welcher sie bis jetzt behandelt worden, in eine Art von Mißkredit gekommen ist. Ich habe nichts Augenscheinliches, Gewisses über die Seleniten erforschen können, so wenig als Andere vor mir; da aber alles Vorhandene in weiser und edler Absicht erschaffen ist; und da ferner das Lebendige erhabenerer Zwecke erfüllt als das Leblose: so haben wir überall, wo lebende Geschöpfe möglich sind, dergleichen auch als wirklich anzunehmen*). Allein

*) Dieser Grund für die Bewohntheit des Mondes gilt offenbar nicht bloß für den einzelnen, sondern für alle übrigen Himmelskörper. Vergleichen wir nun, wie sich ein älterer Weltweiser (denn ich habe, aus aufrichtigem Interesse an der Sache selbst, allemal meine absonderliche Freude daran, wenn ich die älteren mit den neueren in Uebereinstimmung finde), — vergleichen wir also, wie sich ein vortrefflicher älterer Weltweiser über den nämlichen Gegenstand ausdrückt. „Ich bin der Meinung,“ sagt aber Kant in der Naturgeschichte des Himmels (4. Auflage. Seite 124), „daß es eben nicht nothwendig sey zu behaupten, alle Planeten müßten bewohnt seyn, obwohl es eine Ungereimtheit wäre, die Bewohntheit auch nur der meisten zu läugnen. Bei dem Reichtume der Natur, da Welten und Systeme, in Ansehung des Ganzen der Schöpfung, nur als Sonnenstäubchen erscheinen, könnte es ja auch wohl öde und unbewohnte, oder bewohnende Geschöpfe nur erst erwartende Körper geben, welche noch nicht für den Hauptzweck des Schöpfers: Wohnplatz betrachtender Wesen zu seyn, eingerichtet wären. Erwächst denn daraus ein Zweifel an der Weisheit der Gottheit, daß unsere Erde sandige, unbewohnbare Wüsten und ganz unbewohnte Inseln zeigt? und ist ein Planet im Vergleiche zur Unendlichkeit der Schöpfung

die außerordentliche, durch direkte Beobachtung außer allen Zweifel gestellte, vielleicht gänzliche Verschiedenheit in der physischen Beschaffenheit unserer Erde und des Mondes beweist freilich, daß weder Menschen noch überhaupt für die Erde organisirte Geschöpfe auf dem Monde existiren können: es wird dort andere Lebensformen und für diese ausgerüstete Geschöpfe geben. Vieles von dem was für uns unabweisbares Bedürfnis ist, wird für sie nicht vorhanden seyn dürfen; und anderseits mag mancherlei, wofür wir nicht einmal einen Namen, wovon wir keine Idee haben, bei ihnen unentbehrlich erscheinen. — Ob wir sie aber, bei größerer Vervollkommnung unserer optischen Hülfsmittel, einst an ihren Werken erkennen werden? An Werke, welche mit den unsrigen Aehnlichkeit hätten, ist, bei der oben hervorgehobenen Verschiedenheit der Lebensformen, nicht zu denken; und also wird es stets eine mißliche Sache bleiben, dasjenige, was uns vervollkommnete Fernröhre in diesem Bezuge einst vielleicht noch zeigen dürften, auch richtig zu deuten.“ — So weit unser Mädlar; und wir glauben den Standpunkt der Frage nach der Möglichkeit einer Entscheidung über die Bewohntheit des Mondes, auf die von den meisten Lesern, denen bloße Vernunftschlüsse nicht genügen, gewünschte augenscheinliche Weise nicht besser bezeichnen zu können.

Ich habe meine Leser in der vorigen Nummer dieser Berichte von der elektrisch-magnetischen Telegraphie unterhalten, und dieser außerordentlichen Erfindung alle diejenige Wichtigkeit beigelegt, welche sie verdient; indeß kam es immer noch darauf an, ob sie sich auch bei Vermehrung der Versuche, erfahrungsmäßig unter allen Umständen bewähren werde. Dieser stille Zweifel ist jetzt glücklicherweise auch beseitiget. Man meldet uns aus England, daß die, nach den von uns entwickelten Prinzipien konstruirten elektrisch-magnetischen Telegraphen auf der Great-Western-Eisenbahn nun schon seit Monaten ununterbrochen in Anwendung kommen und allen Erwartungen entsprechen. In Kurzem werde die Verbindung von London bis Bristol ausgedehnt seyn, „und man werde dann in höchstens 20 Minuten eine te-

nicht viel weniger, als eine solche Wüste oder Insel in Absicht auf die Erde? — Vielleicht,“ fährt dieser tief-sinnige Denker fort, „daß sich noch nicht alle Himmelskörper bis zur völligen Bewohnbarkeit ausgebildet haben: es können viele, viele Jahrtausende dazu erforderlich seyn; allein man darf mit noch mehr Befriedigung vermuthen, daß sie, nach Vollendung ihrer Ausbildung, bewohnt seyn werden.“ — Kann man sich resignirter, erhabener, tröstlicher ausdrücken? O Kant!

legraphische Mittheilung von einem dieser beiden Orte nach dem andern (die Entfernung beträgt bekanntlich 26 deutsche Meilen) machen und Antwort darauf haben können.“ Diese 20 Minuten kommen aber, wohlverstanden, lediglich auf das Verfahren des Telegraphirens selbst, da, wie wir dieß aus einander gesetzt haben, die Zeit, in welcher die leitenden Drähte, sie mögen nun eine Ausdehnung haben welche sie wollen, eine Mittheilung verbreiten, unmeßbar kurz ist. Zur Ueberwachung der Signale bedient man sich in England taubstummer Knaben.

Bei den großen Hoffnungen, welche solchergestalt für alle Richtungen des Staats- und des bürgerlichen Lebens von der elektro-magnetischen Telegraphie erwartet werden dürfen, erscheint es angemessen, dieselbe auch unter dem Gesichtspunkte der technischen Ausführung, und dießmal namentlich der Art der Kundgebung der Zeichen zu betrachten. Die Engländer nehmen bei ihrem Systeme der elektrischen Telegraphen, welche wir daher auch besonders optische nennen möchten, angeführtermaßen, den Gesichtssinn in Anspruch: sie geben Zeichen, welche der Beobachter mit den Augen verfolgen muß. Der wackere deutsche Professor Steinheil dagegen, der bekanntlich einen solchen Telegraphen zu München dirigirt, will zunächst auf den Gehörsinn wirken, da er den Ton, mit Recht, als das naturgemäße und einfachste Mittheilungsmittel betrachtet. Um den Lesern von der Möglichkeit einer Tonsprache vermittelt des elektrischen Telegraphen einen deutlichen Begriff beizubringen, muß ich sie daran erinnern, daß, wenn Elektrizität durch einen Draht strömt, Magnetnadeln, in deren Nähe dieser elektrische Strom vorübergeht, dadurch aus ihrer normalen Richtung abgelenkt und in eine drehende Bewegung versetzt werden*).

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich drücke mich nicht ohne guten Grund so allgemein aus. Allerdings treten nach Maaßgabe der verschiedenen Richtungen, welche der Leitungsdraht gegen die Nadeln haben kann, auch Verschiedenheiten in der Richtung der Ablenkungen dieser letzteren ein; allein im obigen Bezuge erscheint dieß gleichgültig, da es sich hier nur überhaupt darum handelt, die Nadeln in Bewegung zu setzen und so auf einen, unverzüglich näher zu bezeichnenden Gegenstand wirken zu lassen.

R.

Klugheit und Einfalt.

Klugheit und Einfalt vertragen sich beide: was Gutes und Großes
 Je noch geschah, entsprang immer aus beiden
 zugleich.

Karl Halden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Koblenz, am 1. Januar 1840.

Korrespondenz-Nachrichten aus den schönen Rheinlanden und dem kleinen Eldorado derselben, aus Koblenz, werden den Lesern der Abend-Zeitung vielleicht nicht unwillkommen seyn.

Schreiber dieses ist seit einem vollen Jahr wieder in der Mitte der biedern, für Kunst und Wissenschaft so treuen Sinn bewahrenden Rheinländer. Man mag es fürwahr, für keine verbrauchte Floskel halten: vom Rhein nicht anders als begeistert zu sprechen. Natur, Kunst, Menschen, Alles auf der Stufe der Vollkommenheit! Wie selten wird solche Trias vereint gefunden!

Unsere Stadt hat sich in den letzten Decennien außerordentlich zu ihrem Vortheil verändert. Von den schmutzigen, engen Straßen findet man nur wenige mehr und selbst in diesen wacht unsere Polizei mit lobenswerther Strenge über der Reinlichkeit der Bewohner. Eine der schönsten Vorstädte jedoch bildet die sogenannte Neustadt und noch immer arbeitet man mit unermüdblichem Fleiße an ihrer Verschönerung und schon jetzt sind wieder eine Menge Straßen abgesteckt. Unsere Bauherren sind aber auch tüchtige Männer. Die Namen Elsner, Reuß, Nebel, Wirth, und besonders der auch im Ausland berühmte de Lassaull, der Erbauer so vieler schöner Kirchen im Rhein- und Moselland, nennt Jeder mit Achtung. Hätte der Letztere nichts weiter als die herrliche Kirche zu Guls (einem Dorf an der Mosel, 1½ Stunde von Koblenz) erbaut, so wäre sein Nachruhm schon gesichert. Ein neues, stattlicheres Posthaus ist noch der Wunsch jedes Koblenzer's, doch ist vor der Hand wohl schwerlich daran zu denken.

Viel Hoffnungen hat die Dampfschiffahrt auf der Mosel erregt, aber auch viele Zweifel wurden laut, wenn man an all die Schwierigkeiten dachte, welche der Fluß den kühnen, industriellen Unternehmern in den Weg legte. Das Wasser ist nämlich zu Zeiten oft so seicht, daß die leichtbeladensten Schiffe schon sitzen geblieben sind. Es wurde nun Anfangs dieses Jahres eine Commission ernannt, welche das Flußbett untersuchen sollte. Der Ingenieur, welcher das Dampfboot zu erbauen in Auftrag hatte, erklärte am Schluß, er halte das Wasser für tief genug und erbot sich, das Schiff ohne Vergütung wieder zurück nehmen zu wollen, wenn er sich in seinen Voraussetzungen getäuscht. Nun schritt man rüstig an's Werk, die Regierung schloß bedeutende Summen vor und zudem waren beinahe alle Actien unterzeichnet. Die Bauten, welche den ungehorsamen Fluß der Industrie unterthänig machen sollten, erregten meine Bewunderung, als ich vor einigen Wochen die Mosel herauf und wieder herunter fuhr und lassen an einem Gelingen dieses großartigen Unternehmens nicht mehr zweifeln. Welch ein unabsehbarer Gewinn dem Moselland, ja den ganzen Rheinprovinzen durch Eröffnung der Fahrten erblühen wird, läßt sich kaum beschreiben, und dann wird das schöne Moselthal auch endlich nach Gebühr gewürdigt werden. Der Reisende wird sich überzeugen, daß dem Altvater Rhein, seine tausendjährige Gattin die Mosel, an romantischen Schönheiten der Ufer nichts nachgiebt. So verdienstvoll das Unternehmen der Herren Steinebach und Serry, welche seit einer Reihe von Jahren den Fluß wöchentlich 2 Mal herauf und herunter bis Trier durch ihre nett eingerichteten Siljachten befahren ließen, auch war, so bietet die Dampfschiffahrt doch ungleich größere Vortheile dar. Der Segen des Himmels sey also mit dem schönen Unternehmen!

Seit 8 Wochen haben wir auch wieder Theater. Die Gesellschaft des Herrn Obstfelder-Konradi ist in die leeren

Räume des Tempels Thalien's eingegangen. Wir wollen uns nicht speziell über ihre Leistungen aussprechen, denn bei solchen kleinen Bühnen können dergleichen Berichte niemals zur Zufriedenheit des Directors ausfallen. Die Oper ist herzlich schlecht, Schau- und Lustspiel genügen. Trotz dem sind einige Mitglieder unter der Gesellschaft, welche eines besseren Looses würdig wären, als bei einer herumziehenden Truppe mitzuwirken. Wir nennen nur: Mad. Rhode, die Herren Busch, Behrend, Krüger, Ackershausen, Steinbeck. Eine erste Sängerin hat Herr Obstfelder bis dato noch nicht, und hält die guten Koblenzer mit den süßesten Versprechungen hin, unterdeß hilft er sich so gut er kann mit herbeigerufenen Gastsinnen. Mad. Michalesi hat uns eine Zeit lang in den Bellini'schen Opern entzückt. Ihr Spiel ist vortrefflich, ihre Schule läßt nichts zu wünschen übrig, ihre Stimme war indeß vor 10 Jahren unstreitig besser. Sie ward mit Enthusiasmus aufgenommen. Vollständig Fiasco machten dagegen: Mad. Blume und Ule. Scheurig in „Romeo und Julie,“ man sollte den Director injuriarum causa belangen, daß er uns solche Sängerinnen (!) vorführt. Mad. Damm vom Kopenhagener deutschen Theater ging ohne weiteres Aufheben vorüber. Vor Kurzem hatten wir auch Gelegenheit die Leistungen der beiden Perkuleffe, Seb. Gravina zu bewundern.

Für Musik geschieht außerdem bei uns sehr viel. Liedertafeln, Liebhaberkonzerte und vor allem das königliche Musikinstitut unter Leitung des rühmlichst bekannten Anschütz, befriedigen den Geschmack der Kunstliebenden Einwohner. Wir haben in der letzteren Zeit mehrere der großen Heroen der musikalischen Welt zu bewundern das Glück gehabt. Der Genuß, welcher uns durch das Konzert Thalberg's und Beriot's zu Theil ward, ist jedem gebildeten Koblenzer unvergesslich.

Die kompetentesten Richter haben sich bereits über die Leistungen dieser Männer ausgesprochen, beschweigen will Referent nicht noch mehr des Lobes zum Lobe fügen.

Von den 6 Winterkonzerten des königlichen Musikinstituts ward am 20. December das erste aufgeführt. Wie bei den Koblenzern in der Literatur der Sinn für das Ernste, Bediegene vorherrschend ist, so ist er es auch in der Musik; die Kompositionen eines Beethoven, Mozart, Haydn, sind stets in diesen als auch den Konzerten des sogenannten Saccilienvereins vorherrschend. Es soll damit indeß nicht gesagt seyn, daß die Leistungen der neueren Tondichter zurück gesetzt werden. Mendelssohn, Lindpaintner, Spohr, Berlioz u. A. m. Von Allen hören wir öfters größere oder kleinere Kompositionen. Der Erstere besonders wird auf's wärmste verehrt. Von den Solopiecen, welche uns das oben genannte Konzert brachte, zeichnete sich hauptsächlich das „Konzertino für die Violine von J. Moll, vorgetragen von dem Komponisten“ aus. Dieser junge Mann verräth nicht allein ein seltenes Talent für sein Instrument, sondern seine Kompositionen (die obige ist nicht die erste, welche wir hören) athmen eine Frische und Zartheit der Melodie, welche die Aufmerksamkeit und Würdigung eines größeren Kreises, als in welchem sie jetzt bekannt sind, verdienen. Obgleich nur von bauerlicher Herkunft, zeigte er schon früh ein besonderes Talent für die Musik. Unter der Leitung vortrefflicher Lehrer, des rühmlichst bekannten Pechatscheck und Kradschoil, gelangte er durch den unermüdblichsten Fleiß auf die Stufe, auf welcher er jetzt steht. Nach dem Urtheil aller hiesigen Musikverständigen wird dieser junge Mann in Kurzem einen der ehrenvollsten Plätze unter den vorzüglichsten Violinvirtuosen unserer Zeit einnehmen. Jeder Gebildete muß seinem Vorhaben, zum kommenden Frühling eine Kunstreise durch Deutschland und die angrenzenden Länder zu machen, Beifall zollen.

(Beschluß folgt.)